

So war es mit dem Schreiben

Autor(en): **Haus-Horlacher, Regula**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Brugger Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **122 (2012)**

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-900858>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

So war das mit dem Schreiben

Regula Haus-Horlacher

Ich stamme aus einer Familie reicher Bauern.

Das heisst, reich wurden sie natürlich erst dadurch, dass sie Haus und Hof verkauften. Vorher arbeiteten sie. Wie alle anderen.

Als älteste Tochter der ältesten Tochter bekam auch *ich* meinen Anteil am Erlös. Wie viel verrate ich selbstverständlich nicht: Man spricht nicht über Geld. Aber jedenfalls reichte es aus, um für zwei Jahre ein Büro zu mieten. In der Brugger Altstadt. Einen «Room of my Own». Ich schreibe nämlich. Wie Virginia Woolf. Max Frisch. Milena Moser. Matthias Zschokke. Michel Mettler.

«Wozu ein Büro? Zum Schreiben braucht man einen Tisch, einen Stuhl, ein Heft und einen Bleistift!», brummte mein Mann.

Er ahnte wohl etwas. Mein Büro hat nämlich eine Dusche mit WC. Eine Küchenzeile. Und – ja, ich gebe es zu – einen Balkon.

Eines Abends lud ich nach dem Abwasch Nähmaschine und Dampfkochtopf auf den Leiterwagen und zog um.

Das kam so:

Ich habe meinen Beruf verfehlt. Handarbeitslehrerin. Davon handelt mein Buch. Es heisst *Das schwarze Sofa* und erscheint demnächst im eFeF-Verlag, Wettingen. Das Buch ist übrigens sehr spannend. Eine Liebesgeschichte kommt auch darin vor. Dies nur nebenbei.

Natürlich handelt die Geschichte von einer *Kindergärtnerin*. Das ist so in Büchern: Man schreibt immer ein wenig um den heissen Brei herum, damit niemand merkt, dass man sich selbst meint.

Im richtigen Leben war ich also Handarbeitslehrerin.

Handarbeitslehrerinnen haben einen schweren Stand, das ist allgemein bekannt und war schon immer so. Früher steckte man ihnen Nadeln in die Frisur, heute legt man die Füsse auf den Tisch oder kommt gar nicht erst zum Unterricht.

Bei mir liegt der Fall noch etwas anders. Abgesehen davon, dass mich immer wieder der Grössenwahn packt, *ich* könnte Zustände verbessern, die bisher noch *nie* jemand verbessern konnte, eigne ich mich auch sonst in keinsten Weise für den Beruf. Ich bin gewissenhaft, genau und diszipliniert. Zudem ausdauernd. Das mochten die Schüler nicht. Und sie liessen es mich fühlen. Was wiederum *ich* nicht aushielt. Also gab ich auf. Schade um das schöne Geld.

Ich blieb zu Hause bei den Kindern und hatte nebenbei «viele Berufe». So heisst es doch oft in Schriftstellerbiografien unter dem Autorenfoto von Isolde Ohlbaum. Und dann folgt die Aufzählung: Matrose, Schauspieler, Taxichauffeuse, Tellerwäscher ... Perlentaucher ... Möbelpackerin ... Aktmodell ...

Ja –

Kirchenpflegerin ... Dorfchorpräsidentin ... Jugendfestbeiz-Verkäuferin ...

Hm –

Ich gründete eine Werkstatt. Gab mir ein Label. Entwarf einen Prospekt: Brauchen Sie eine Tischdekoration? Hochzeitskarten? Möchten Sie einen Gutschein originell gestalten lassen?

Ab und zu bekam ich einen Auftrag. Meist von meiner Mutter, die ein selbstgemachtes Geschenk brauchte. Einen Kinderrucksack. Tischsets.

Manchmal bestellte die Pfarrerin oder der Pfarrer einen Satz Karten für die über achtzigjährigen Geburtstagskinder unserer Kirchgemeinde.

Einmal durfte ich für eine ehemalige Schulkollegin Weihnachtsgeschenke für die Belegschaft ihrer Computerfirma schön verpacken.

Ausserdem stellte ich Adventskalender her. Ich liebe Adventskalender! Ich bastelte auf Vorrat und dachte daran, sie irgendwann an einem Handwerkermarkt zu verkaufen.

So weit kam es nicht.

Ich brauchte eine Geschichte. Eine 24-teilige Weihnachtsgeschichte für einen Adventskalender.

Eine Geschichte, die ich selber schreiben musste, weil es verboten ist, Geschichten von anderen zu kopieren und zu verkaufen.

Ich kann nichts Verbotenes tun, ohne dabei erwischt zu werden.

Einmal, an einem schönen Sommertag, holte ich im Garten die Giesskanne, um meinen Oleander auf der Terrasse zu giessen. Meine Schwiegermutter – wir lebten mit ihr zusammen – war nicht daheim, und so liess ich das Licht im Korridor brennen und die Haustür offen. «Sie wird ja wohl nicht ausgerechnet in den nächsten zwei Minuten zurückkommen!», dachte ich.

Na ja –

Sie kam dann doch. «Warum brennt das Licht im Korridor?», wollte sie wissen. «Und warum steht die Haustür offen?»

Ein anderes Mal fuhr ich mit dem Fahrrad an einem Mittwochnachmittag über den Schulhausplatz. Das darf man nicht. Aber ich musste pressieren und die Schüler hatten frei. Die schlechte Vorbildwirkung fiel also weg.

Nun ist es so, dass ein Bach am Schulhausplatz vorbeifliesst. Dann kommt ein mit Kopfweiden und anderem Gestrüpp bewachsener Abhang. Dann eine Strasse. Auf dieser Strasse ging gerade ein Mann vorbei. «Es ist verboten, über den Schulhausplatz zu fahren!» rief er. «Wenn man Sie erwischt, werden Sie gebüsst!»

Jeder wird deshalb verstehen, dass ich mit meiner Adventskalender-Weihnachtsgeschichte kein Risiko eingehen konnte!

Ich buchte einen Migros-Kurs in literarischem Schreiben.

Was kann *ich* dafür, dass ich nicht wie andere Schriftsteller schon als kleines Kind vom Schreibvirus befallen worden war? Dass ich gar nichts von so einem Virus *wusste*? Ich hatte, ausser Zeitungsartikeln für meine Ehrenämter und gelegentlichen Briefen, nie etwas geschrieben.

Hätte jemand zu mir gesagt: «Schreib doch mal eine Geschichte!», hätte ich gelacht: «*Ich* doch nicht!» Aber es ist auch nie jemand auf die Idee gekommen, mir so etwas vorzuschlagen.

Weihnachtsgeschichten standen nicht auf dem Kursprogramm.

Ich schrieb Märchen und Fabeln, erfand neue Schlüsse für mir bis dahin noch unbekannte Texte von Milena Moser und vergessene von Peter Bichsel, lernte, wie man Limericks und Haikus verfasst.

Heimlich begann ich mit einem Roman.

An Ostern stand in der Zeitung, in Milena Mosers Schreibschule sei ein Platz frei.

Zufällig hatte ich gerade Geld.

Ursula, die neben mir sass, schrieb eine druckreife Geschichte über Bananenschachteln.

Es war der 1. April. Umzugstermin.

Zu mir sagte Milena: «Du fängst am besten noch einmal von vorne an!», und verordnete mir, wie allen anderen, eine Stunde Schreiben pro Tag.

Der Migros-Kurs war noch nicht zu Ende.

«Du warst ja wohl die Beste da in Aarau!», sagte Barbara, unsere Kursleiterin. Mir gefiel, dass man ihre schönen Zähne sah, wenn sie lächelte. Ich zeigte ihr meinen Roman, und sie verglich mich mit Tolstoj. Da wurde ich ein wenig rot.

Wenn der Kurs fertig ist, mache ich bei Milena weiter, dachte ich, schrieb jeden Tag eine Stunde am Roman und übte abends, mit dem Velo über den Schulhausplatz zu fahren.

Im Kurs erfand ich ein Maimärchen:

Es gibt keine Monate mehr

Ich bin der Mai.

Mein Kleid ist saftig grün. Gelbe Punkte zieren es.

Ich habe einen Schleier aus weissen Blüten und dufte nach Flieder.

Ich bringe laue Abende und kühle Nächte. Erfrischenden Morgentau und warme Nachmittage.

Meine Freundinnen sind die fleissigen Bienen. Sie summen und arbeiten den ganzen Tag, und wenn

Pankraz ihnen nicht den Meister zeigt, sorgen sie für reiche Ernte.

Maikätzchen und Maikinder haben Glück. Sie haben den Sommer vor sich und müssen nicht

hungern und frieren. Wenn der sanfte Mairegen auf ihre Köpfe fällt, werden sie schön und kräftig.

So ein Kitsch.

Es gibt keine Monate mehr.

Von November bis Januar verbrachte ich meine Mittagspause vor dem Haus an der Sonne

und kehrte schlapp von der Hitze an die Arbeit zurück.

Im Februar blühten Aprikosen und Veilchen.

Mitte März stürzten Dächer ein unter der Schneelast.

Und jetzt dieser Mai! Statt laue Abende zu geniessen, muss man sich nach Tagen mit 30 Grad im Schatten in der Reuss abkühlen.

Dazwischen schlagen die Eisheiligen zu und die alten Leute sterben reihenweise, weil sie den rasanten Temperaturwechsel nicht ertragen.

Nur der Löwenzahn blüht unverdrossen. Rechtzeitig und ausgiebig.

Früher gab es bei 28 Grad Hitzefrei. Später wurde das abgeschafft. Es war nie über 28 Grad.

Dafür wurde der schulfreie Pfingsttag eingeführt.

Heute ist jeden Samstag schulfrei. Die Schulstunden wurden auf die Wochentage verteilt, aber Hitzefrei gibt es auch bei 33 Grad nicht, und man weiss spätestens nach einer Woche nicht mehr, wohin mit den

Turnschuhen der Kinder ...

Gewitter finden neu im Dezember statt.

Im August rauschen die Flüsse im Dauerregen wütend wie nach der Schneeschmelze und treten,

wo immer sich Gelegenheit bietet, über die Ufer.

Es gibt keine Monate mehr.

Dennoch.

Einmal im Jahr schlüpfen die Buchenblätter.

Zu Tausenden sprengen sie in lautloser Explosion die Knospen und für ein paar Stunden scheint ein zarter hellgrüner, unendlich verletzbarer Schleier zwischen den dunklen Stämmen zu schweben.

Diese Stunden nicht zu verpassen, bemühe ich mich.

Ende Juni wurde der Migros-Kurs in eine «Schreibgruppe» umgewandelt.

Hm –

Ich verabschiedete mich mit selbstgebastelten Windlichtern aus meiner Werkstatt und ging zu Milena nach Aarau.

Ende Juli war mein Roman fertig.

Milena freute sich. «Gratuliere! ... Jetzt machst du das mit den Kärtchen, und dann schreibst du das Ganze noch einmahl!»

Aber ... Ich schluckte.

Mein Roman war *fertig!* Ich war zur Schriftstellerin geboren, auch wenn ich fast vierundvierzig werden musste, um das zu merken ...

Milena lächelte. «Zschokke muss seine Texte auch überarbeiten!»

Konnte sie Gedanken lesen? Ich hatte doch gar nichts gesagt! Zschokke hatte ich vor kurzem zu meinem Favoriten unter den Schriftstellern erkoren. Er war mehrfach preisgekrönt. Ich kaufte Karteikarten. «Das mit den Kärtchen» ging folgendermassen: Man schrieb für jede einzelne Szene des Romans ein Kärtchen. Dann legte man die Kärtchen der Reihe nach auf dem Küchentisch aus und ordnete sie neu.

Es war gar nicht so schlimm. Im Gegenteil: Es machte sogar Spass. Beinahe automatisch fügten sich Kapitel zusammen. Aus dem Bandwurm streng chronologisch aneinandergereihter Sätze wurde eine *Geschichte*.

Meine Geschichte.

Eine Stunde Schreiben am Tag reichte nicht mehr.

Ich stellte einen Zeitplan auf und entdeckte, dass ich für Haushalt und Ehrenämter weit mehr als dreiundvierzig Stunden pro Woche aufwandte! Dreiundvierzig Stunden arbeitete mein Mann, um unseren Lebensunterhalt zu verdienen.

Was *machte* ich denn nur?!

Äpfel

Es ist August –

Jeden Tag sammle ich fünfzehn vorzeitig abgefallene Glockenäpfel vom sumpfigen Boden auf, damit ihr fauler Geruch die Nachbarin nicht stört.

Nächstes Jahr werden es vielleicht sechzehn sein

oder siebzehn

oder achtzehn –

Was hat das für einen Sinn?, frage ich. Könnte man den Baum nicht fällen?

Ach nein, sagt mein Mann. Der ist alt und morsch, der wird bald von selber sterben!

Und so warte ich,

bis der Apfelbaum stirbt,

von selber, denn er ist alt und morsch.

Aber er lebt,

und vielleicht werde auch ich sterben,

vorher –

Und das wäre dann gar nicht so schlimm.

«Ich lese keine Äpfel mehr auf!», sagte ich.

«Ich finde, du solltest den ganzen Roman aus der Sicht deiner Hauptfigur erzählen!», riet mir Milena.

Ich starrte sie an: «Das *geht* nicht. Es gibt Szenen, da ist sie gar nicht dabei!»

Milena zuckte die Schultern: «Es ist nur ein Vorschlag ...»

Da begriff ich: Sie *musste* gar nicht dabei sein! Ich konnte sie die Szenen in ihrem *Kopfer*leben lassen!

Ich bestimmte.

Noch einmal –

Milena fand meine Unverzagtheit erfrischend.

«Beteiligt euch an Preisausschreiben!», sagte sie zu mir und meinen Schreibfreundinnen.

«Bewerbt euch um Werkbeiträge!»

Gehorsam schrieb ich einen Text zum Thema «Tierquälerei».

Etwas über Zimmermannspinnen, denen ich als kleines Kind die Beine ausgerissen hatte, über meinen Hund, den ich im Teenageralter mit Rhabarbermus gefüttert hatte, und über die Meerschweinchen meiner kleinen Tochter, die eines Abends im Gartengehege vergessen gingen –

Am Montag, dem 1. Dezember, um 11.55 Uhr lud mich Alexander Sury, Redaktor beim «Berner Bund», für den 9. Januar nach Bern ein, wo ich meinen Text in der Dampfzentrale vorlesen sollte.

Oh –

Ich möchte für einen zahlreichen Fanclub sorgen, sagte er. Es gäbe einen Publikumsentscheid, und einer der beiden Mitkonkurrenten sei Stadtberner.

Milena empfahl mich ihrer Freundin Irina, einer Schauspielerin, damit sie mir Sprechunterricht erteile.

Meine Weihnachtskarten an Verwandte und Bekannte ergänzte ich mit der Bitte, mich nach Bern zu begleiten.

«Dieses Jahr gibt es nur drei Sorten Weihnachtsgebäck!», sagte ich, weil der Sprechunterricht meine Zeit beanspruchte.

Mein Sohn wünschte sich Spitzbuben.

Meine Tochter Schokoladekugeln.

Mein Mann bekam wie immer Haselnussherzen. Die ass er am liebsten, das hatte er mir schon ganz am Anfang unserer Ehe gesagt.

Er bedankte sich, wie er es immer tat.

Dann wurde ich krank. Schwer krank.

Als es mir wieder etwas besser ging, bewarb ich mich um einen dreimonatigen Atelieraufenthalt des Aargauer Kuratoriums: Berlin, Hackesche Höfe. *Davon* hatte Milena nichts gesagt –

Berlin, schrieb ich in meiner Bewerbung, *Berlin. Schriftstellermekka.*

Spannende Kontakte schweben mir vor. Einblick in unveröffentlichte Manuskripte.

Nachtgedanken. Fiebrige.

Klamm klebt mir der Pyjama am Körper.

Ich bin krank. Nebenhöhlenentzündung. Eiterseen im Oberkiefer. Die Zähne schmerzen. Das Herz pocht im Kopf.

Der Arzt hat mir Tabletten verschrieben. Ich mache Licht und suche im Durcheinander auf dem Nachttisch nach der Medikamentenpackung.

Es ist vier Uhr früh.

Das Bett neben mir ist leer. Mein Mann sitzt im Wohnzimmer vor dem Fernseher und zappt sich durch die Kanäle. Das tut er oft. Ich sollte daran gewöhnt sein, nach all den Jahren, aber das bin ich nicht. Es macht mir Angst, wenn er nicht schläft. Ich fürchte, er könnte am nächsten Tag bei der Arbeit verunfallen: sich an der Bandsäge verletzen oder von der Leiter stürzen.

Berlin, denke ich, Berlin –

Ich schlucke eine Tablette und trinke Wasser.

Sie rutscht ein Stück. Dann steckt sie fest und würgt mich.

Ich spüre genau, wo sie ist: in der Halsgrube.

Dort, wo Männer in Filmen ihre Geliebten küssen.

Dort, wo man meine Freundin operieren musste. Schilddrüsenkrebs.

Ich schlucke beharrlich und trinke Wasser, aber die Tablette rührt sich nicht. Das Wasser löst die rosarote Zuckerschicht auf. Ein bitterer Geschmack kriecht meinen Hals hoch und macht sich im Mund breit.

Mir ist elend. Wenn nur dieses Würgen im Hals nicht wäre.

Dieses Hämmern im Kopf. Dieser dumpfe Schmerz in den Zähnen.

Ich stelle mir Totsein angenehm vor: nichts sehen, nichts hören, nichts fühlen.

Ich bin wohlversorgt aufgewachsen.

Zwar war wenig Geld da, aber davon merkte ich nichts. Ich mochte Mutters einfache Gerichte, die Ferien im Zelt und die Kleider, die ich von einer Freundin nachtragen durfte: viel Rosa und goldene Knöpfe.

Ich hatte zwei Geschwister. Einen Bruder und eine Schwester. Sie hiessen Verstand und Vernunft und waren schon da, als ich zur Welt kam. Sie nahmen mich bei den Händen, als ich gehen lernte, und führten mich sicher über die holprige Strasse vor dem Haus meiner Eltern. Ab und zu liessen sie mich los, in der Meinung, ich würde es jetzt alleine schaffen. Aber jedes Mal fiel ich hin und schlug mir die Knie blutig. Dann lachten sie gutmütig und fassten erneut nach meinen Händen.

Ich merkte bald, dass alle die beiden mochten, der Vater, die Mutter, die Nachbarn, die Lehrer, die Tanten und Onkel. Ich sah, wie sie sie liebevoll betrachteten und hörte, wie sie sie lobten, und ich bemühte mich eifrig, ihnen ähnlich zu werden.

Es gelang mir gut. Selten vergass ich das Licht im Keller zu löschen, und als ich in die Schule kam, schrieb ich gute und sogar sehr gute Noten.

Acht Schuljahre brachte ich hinter mich, ohne eine einzige Strafstunde absitzen zu müssen. Aber dann, im neunten, stach mich der Hafer – die Pubertät, man kennt das –, und ich fuhr mit dem Rad durch das Wäldchen neben dem Schulhaus, was streng verboten war.

Natürlich wurde ich erwischt.

Ganz plötzlich stand der Lehrer da. Er musste im Gebüsch auf eine wie mich gewartet haben. Noch heute sehe ich sein wutverzerrtes Gesicht, und ich höre ihn schreien:

«Halt, oder ich schiesse!»

Erinnerungen sind trügerisch, ich weiss.

Ich bin nicht tot.

Ich erwache um sechs.

Die Tablette hat sich aufgelöst.

Das Würgen ist weg.

Der Kopf fühlt sich an wie mit Watte gefüllt, aber er schmerzt nicht mehr. Nur der bittere Geschmack ist noch da.

Der Radiowecker bringt Nachrichten.

Berlin, denke ich, während ich vorsichtig aufstehe, Berlin –

Am Abend kommt mein Mann heil von der Arbeit zurück.

Gottlob.

Am 9. Januar gewann ich in Bern den dritten «Bund»-Essaypreis.

Den Atelieraufenthalt in Berlin bekam jemand anders.

«Ein Büro ist besser!», tröstete Milena.

Mein Mann sagte nichts.

Es wurde Frühling. Im Garten blühte der Apfelbaum.

Milena hat Recht, dachte ich, ein Büro ist besser.

Nach und nach richtete ich mich ein: ein Tisch, ein Stuhl, ein Laptop.

Ein Bett –

Ich schrieb an meinem Roman und bewarb mich beim Aargauer Kuratorium um einen Werkbeitrag. Mein Sohn bestand die Matur und rückte in den Militärdienst ein.

Meine Tochter war im Januar achtzehn Jahre alt geworden.

Die Äpfel fielen vom Baum und blieben liegen.

«Es wird Zeit fürs Lektorat!», sagte Milena und empfahl mich ihrer Freundin Franziska, einer Lektorin.

«So geht das nicht!», sagte Franziska kopfschüttelnd. «Du musst dich *ganz* in deine Figur hinein-denken und mit *ihren* Augen sehen! Hier zum Beispiel, wo sie auf diesem Hügel steht und in die Landschaft schaut: Da kannst du nicht den Baum in ihrem *Rücken* beschreiben! Dafür müsste sie sich zuerst umdrehen, verstehst du?»

Ich verstand.

Und wunderte mich, dass mir dieses ›Hineindenken‹ so schwerfiel. Dass selbst banalste Szenen wie das Abtauen eines Eisschranks unter Schmerzen ›geboren‹ werden mussten.

Am 9. Dezember bekam ich in der Löwenscheune Wettingen einen Werkbeitrag des Aargauer Kuratoriums zugesprochen.

Zu diesem Zeitpunkt war ich bereits in mein Büro gezogen.

«Der Anfang zieht sich etwas lang hin!», sagte Milena. «Du solltest ein Kapitel aus dem hinteren Teil voranstellen, damit die Geschichte spannender wird ... etwas aus dem letzten Drittel, wo sich die Lage langsam zuspitzt!»

Nein –

«Das kann ich nicht!», wimmerte ich. Die Liebesgeschichte im Roman endete unglücklich.

Milena empfahl mich ihrem Verleger trotzdem.

Ich durfte ihm die ersten hundert Seiten senden.

Leider könne er den Spannungsbogen nicht erkennen, teilte er mir freundlich mit und schickte mir die Leseprobe zurück.

Milena und Franziska trösteten mich.

In die Tasten heulend, schrieb ich einen Prolog. Etwas aus dem letzten Drittel.

Dann war der Roman fertig. Alles, was jetzt noch kam, war Zuckerguss. Reines Schreibhandwerk, wie ich es liebe. Wortwiederholungen austauschen, überflüssige Sätze streichen, Verben in die richtige Zeitform setzen.

Guten Mutes sicherte ich das Manuskript auf einer CD, bat meine Mutter, die Pflanzen zu giessen, und fuhr für zwei Wochen nach Berlin, ins Schriftsteller-Mekka.

«Es war gewissermassen eine Liebe auf die erste Erkenntnis, und ich denke, dass dies mehr ist als eine Liebe auf den ersten Blick», schrieb die Fotografin Marianne Breslauer über die erste Begegnung mit ihrem späteren Mann, dem Kunsthändler Walter Feilchenfeldt.

Genau das empfand ich, als ich mit Koffer und Labtoptasche am Alexanderplatz aus der S-Bahn stieg. Ich war angekommen.

Am nächsten Morgen begegnete mir im S-Bahnhof am Savignyplatz Adolf Muschg. Er erkannte mich nicht.

Matthias Zschokke, meinen Favoriten, traf ich nirgends, obwohl er seit dreissig Jahren in Berlin lebt. Adolf Muschg wohnt in Männedorf bei Zürich.

Zufälle gibt es –

Auch sonst sah ich niemanden. Der legendäre Buchhändlerkeller hatte geschlossen – Sommerferien –, und im Literaturhaus waren nur Café und Buchhandlung offen. Dort kaufte ich *Maurice mit Huhn*, um es als Andenken mit nach Hause zu nehmen. Zschokke beschreibt darin Berlin auf eine ganz ureigene Weise, die mir sehr gefällt.

«Im Sommer trägt es (Berlin) fleischwurstbraune Socken», behauptet er, und er hat recht, Berlin ist keine mondäne Stadt. Dort wo sie es zu sein versucht, wirkt sie eher solid als elegant.

Aber ich dachte, wo Socken sind, sind auch Füsse, und machte mich auf die Suche.

Ich verneigte mich vor den bekennenden Christen in der Hedwigskathedrale, die alle zwischen 1942 und 1945 ermordet worden sind, und floh vor dem drohenden Christus aus der Düsternis der Gedächtniskirche.

Ich bekämpfte Übelkeit auf dem geschleckten Gelände der Mauergedenkstätte an der Bernauerstrasse und las auf einer Bank vor dem grosszügig angelegten Elefantengehege im Tierpark Friedrichsfelde mit wachsendem Staunen Christa Wolfs *Kassandra*.

In der S-Bahn trieben mir die blauen Plastikfüsschen eines kleinen Jungen Tränen in die Augen und in der Neuen Wache Käthe Kollwitz' Skulptur *Mutter mit totem Sohn*.

In der Klosterruine am «Alex» sah ich Beatrice in Goldonis *Diener zweier Herren* ihrem Geliebten nach Venedig folgen, und in der Komischen Oper liess ich mich von Porgys Gelöbnis trösten, dass er es *niemals* aufgeben würde, nach Bess zu suchen.

Im Durchgang unter dem Fernsehturm bezauberten mich acht junge Italiener, die Lieder aus ihrer Heimat sangen.

In meiner Unterkunft an der Brunnenstrasse erinnerten mich die scheinbar aus dem Nichts kommenden Atemzüge eines Schlafenden an die mysteriösen Celloklänge, die Maurice in Zschokkes Buch immer wieder hört und nie genau orten kann.

Vor dem Telephos-Fries im Pergamon-Museum begriff ich, was es bedeutet, wenn in der antiken Sage junge Männer, ohne es zu merken, ihre Mütter heiraten.

Als ich wieder zu Hause war, schenkte ich meinem Sohn einen Ruck- und meiner Tochter einen Schlafsack.

Dann schrieb ich einen siebenseitigen Bericht über meinen Aufenthalt und gab ihm den Titel «Versuch einer Liebeserklärung».

Schreiben ist Selbstzweck.

Man schreibt, weil man nicht anders kann.

Nicht um Preise zu gewinnen –

Nicht um veröffentlicht zu werden –

Dennoch –

Man will *gelesen* werden. Das lässt sich nicht verleugnen.

Als PR-Ressortverantwortliche der reformierten Kirchenpflege Windisch hatte ich Zugang zur Homepage der Kirchgemeinde. *Und* eine eigene Seite in der Rubrik «Personen»: Foto, Adresse und Telefonnummer.

Ich füllte den Berlin-Bericht ins für die Adresse vorgesehene Feld ein. Er hatte Platz. Das wunderte mich. Aber manchmal sind Dinge möglich, die man nie für möglich gehalten hätte.

Dort liess ich ihn fünf Tage lang.

Vermutlich las ihn niemand. Jedenfalls sprach mich nie jemand darauf an. Mein Amtsmissbrauch blieb unbemerkt. Erleichterung und Enttäuschung hielten sich die Waage.

Ich nahm mich zusammen und beendete die Feinarbeit an meinem Roman.

Drei Tage vor Weihnachten brachte ich Milena das fertige Manuskript. In einem roten Ordner wie Anita Hubli-Giezendanner, eine der Schreibstar-Kandidatinnen in Milenas Buch *Möchtegern*.

Milena freute sich wie eine gute Mutter.

Ich verdrückte ein paar Tränen.

Das schwarze Sofa. Die Geschichte einer jungen Frau, die den Beruf verfehlt hat. Und eine Liebesgeschichte.

24 Kapitel. Ich liebe Adventskalender.

Aber nun war ich erschöpft.

Achtmal hatte ich den ganzen Roman vollständig umgeschrieben.

Vier Jahre hatte ich dafür gebraucht.

Nebenbei hatte ich der reformierten Kirchgemeinde zu einem grafischen Gesamtkonzept verholfen, die Vereinsstrukturen des Frauenchors den Bedürfnissen moderner Frauen angepasst, in der Jugendfestbeiz Rostbratwürste, Elmer Citro und Kaffee mit Nussgipfeln verkauft.

Gekocht, geputzt, gewaschen und meine Kinder auf ihrem Weg zur Matur begleitet.

Dann hatte ich einen Job gesucht und war ausgezogen.

Ich verordnete mir Urlaub.

Gewissenhaft wie immer ging ich meiner Arbeit im Altersheim nach. Den Rest der Zeit vertrödelte und verschlief ich in meiner kleinen Wohnung am Spitalrain.

«Wenn ich Geld hätte, wäre ich in Saas-Fee!», sagte ich und nahm das Telefon nicht ab. Für Notfälle war das Natel eingeschaltet.

Als die Tage länger wurden, blinzelte ich in die Sonne und schrieb eine Zusammenfassung meines Romans. Dann traf ich mich mit meiner Lektorin Dr. Franziska Schwarzenbach zu einer letzten Besprechung.

«Warum schreibst du in der Zusammenfassung ‹Lea verliebte sich in ihren Lehrer›? Das war *gegenseitig* und zwar *von Anfang an!*», sagte Franziska.

«Woran hast du das gemerkt?», fragte ich erstaunt. «Es ist doch alles aus *ihrer* Sicht erzählt!» Franziska sagte nichts. Sie sah mich nur kopfschüttelnd an.

«Von Anfang an bestand zwischen Lea und ihrem Lehrer eine grosse gegenseitige Anziehung ... Ist es so besser?», fragte ich kleinlaut.

«Ja!», sagte Franziska.

Am 17. Februar verschickte ich die Zusammenfassung und eine Leseprobe von dreissig Seiten an vierzehn Schweizer Kleinverlage und einen in Deutschland.

Am Tag danach forderte der erste Verlag das ganze Manuskript an.

Oh –

Ich kaufte noch einen roten Ordner und schickte die 281 Seiten nach Zürich.

Eine Woche später meldete sich der zweite Verlag:

«Sehr geehrte Frau Haus-Horlacher

Ich danke Ihnen für den Anfang Ihres Romanmanuskripts. Es gefällt mir sehr gut. Um zu entscheiden, ob der Roman im eFeF-Verlag publiziert werden kann, möchte ich gern den ganzen Text lesen. Ich bitte Sie deshalb, mir das ganze Manuskript als Worddatei zu mailen.

Freundliche Grüsse

Doris Stump»

Doris Stump. Nationalrätin und Germanistin.

Ich schluckte. Jetzt wurde es ernst. Ich dankte Frau Stump für ihr Interesse und sandte ihr die Worddatei.

«Es dauert nun etwa drei bis vier Wochen, bis ich Ihnen Bescheid geben kann!», schrieb Frau Stump. Nach drei Wochen hörte ich auf zu essen und zu schlafen.

Nach vier Wochen schrieb Frau Stump: «Ich habe Ihr Manuskript gelesen und würde es gern im eFeF-Verlag herausgeben!»

Am Samstag, dem 2. April 2011, um 13.30 Uhr trafen wir uns zu einer ersten Besprechung in Wettingen und die Sache nahm ihren Lauf.

Ja.

So war das mit dem Schreiben.

Regula Haus-Horlacher lebt und schreibt in Brugg. Ihr erster Roman, «Das schwarze Sofa», für den sie einen Werkbeitrag des Aargauer Kuratoriums erhielt, erscheint im Frühling 2012 im eFeF-Verlag, Wettingen. 2008 gewann sie den Essaypreis der Berner Tageszeitung «Der Bund».